

Herr Kessler, Sie haben ein Buch über die Geschichte des Lärms geschrieben, und nur ein einziges Mal und erst auf Seite 375 wird der Laubbläser erwähnt. Hätte dieses Gerät, das hierzulande jeden Herbst für reichlich Unmut sorgt, nicht etwas mehr Raum verdient gehabt? Ganz sicher. Aber ich wollte eben ein Buch über die historische Entwicklung des Lärms schreiben und über den modernen Lärm gar nicht so viele Worte verlieren, denn den kennen wir gut genug. Jeder weiß, wie ein Laubbläser klingelt, und die meisten Menschen sind stark genervt von diesen Geräten. Kaum jemand, der sie nicht benutzt, versteht, wieso derjenige, der sie benutzt, nicht stattdessen die Harke in die Hand nimmt und seine Umwelt schon.

In vieler Hinsicht ist Ihre Geschichte des Lärms auch eine Geschichte der Geräusche. Ab wann wird ein Geräusch zu Lärm? Ein Wissenschaftler hat gesagt: Lärm ist ein Geräusch, das fehlt an Platz ist. Eine andere Forscherin hat geschrieben: Lärm ist Geräusch, das nervt, stört, krank macht. Auf die Lautstärke wird erst mal gar kein Bezug genommen. Lärm ist immer auch eine Frage der Bewertung, eine subjektive Kategorie.

Nachdem man Ihr Buch gelesen hat, raddelt man mit offeneren Sinnen durch die Stadt, es fallen einem mehr Geräusche auf. Wie erging es Ihnen während des Schreibens? Ich habe natürlich ebenfalls die Ohren weiter aufgespart. Ich bin schon sehr lange ein auditiver Mensch, weil ich Musiker bin und auch Lärmgeschädigter – mein Tinnitus hat auch etwas mit dem Lärm durch mein Schlagzeugspiel zu tun. Lärm hat mich mein Leben lang begleitet und gestört: Im Norden Deutschlands, wo ich aufgewachsen bin, donnerten oft Tiefflieger vorbei, und als Ein- und Zweijähriger habe ich dann geweint und mit den Ohren zugehault. Dieses Geräusch habe ich jetzt noch im Ohr; wer in den 1960er- oder 1970er-Jahren aufgewachsen ist, der kennt es. Es war ohrenbetäubend laut! Insofern habe ich schon immer genau hingehört und jetzt während der Recherche noch mal mehr. Und ich fand die Frage schon immer spannend, wie die Welt klingen hat, als man noch nichts mit einem Tonbandgerät aufnehmen konnte. Wie hat eine Kleinstadt im Biedermeier geklungen? War das, ohne Verbrennungsmotoren, eine stille Idylle, oder gab es auch damals Lärm?

Sie gehen da ganz weit zurück. Der Urknall dürfte ja eigentlich gar nicht so heißen. Mit diesem Begriff hatte ja einst der Astronom Fred Hoyle die Theorie ins Lächerliche ziehen wollen. Heute weiß man, dass Schall Raum zur Ausdehnung braucht – den es damals einfach noch nicht gab. Insofern war der Urknall ein physikalischer Vorgang, der vermutlich – es war ja keiner dabei – lautlos war.

Stark sein müssen auch die „Jurassic Park“-Fans: Anders als in den Filmen haben Saurier wohl nie gebüllt. Da sind sich die Forscher relativ einig. Einige sagen aber auch, dass wir das ganz genau nie wissen werden, denn die Lautbildungsorgane der Tiere waren aus weichen Material und sind deshalb nicht erhalten. Da die Dinosaurier aber eng mit den Vögeln verwandt sind, werden sie wohl eher wie diese geklungen und gegurrt haben, vielleicht sogar mit geschulsenem Mund. Wobei dieses Gebrüll schon logisch betrachtet Blödsinn war: Ein Tyrannosaurus Rex auf Beutesuche wird sich still verhalten haben.

Menschen hingegen haben bei Kämpfen oft auf Lautstärke gesetzt. Lärm wurde schon früh als Waffe benutzt und zumindest als Element der Einschüchterung. Von den Römern wissen wir, dass sie mit ihren Schwertern auf ihre Schilde geschlagen haben, bei einer Legion mit mehreren Tausend Leuten wird das unglaublich laut gewesen sein.

Inwieweit ist Lärm ein Ausdruck von Macht? Lärm hat immer etwas mit Macht zu tun, denn wer Lärm erzeugt, drängt ihn anderen Menschen auf. Man muss zuhören, ob man will oder nicht. Tuscholsky hat mal gesagt: „Gott schenke uns Ohrendriller.“ Im Mittelalter hat die Kirche den Lärm der Glocken genutzt, um ihre Macht auch akustisch zu symbolisieren. Andererseits haben auch die machtlosen, unterprivilegierten Menschen den Lärm eingesetzt, um sich gegen die Ungerechtigkeit der Welt zu wehren. Straßenmusikanten haben mit dem Lärm ihrer schrillen Klänge die Bürgerlichen, vor deren Wohnungen sie spielten, akustisch erpresst: Sie haben so lange musiziert, bis sie Geld bekamen und endlich abzogen.

Einen Feldzug gegen Straßenmusiker hat ausgeführt Charles Dickens

„Lärm hat immer etwas mit Macht zu tun“

Der Historiker und Schlagzeuger Kai-Ove Kessler über die Weltgeschichte des Krachs, gurrende Saurier, Goethe als Denunziant und das Leben mit Tinnitus.



Wie mag es dort geklungen haben? In der belebten New Yorker Mulberry Street ging es um 1900 gewiss nicht besonders leise zu. Foto: Verlag

Das hat mich sehr überrascht! Dickens hat eindrucksvoll Romane geschrieben über die Zukurzgekommenen, aber wenn es darum ging, dass er in Ruhe seine Werke schreiben konnte, dann konnte er hart und generativ vom lermenden Proletariat sein. Doch es passt eigentlich ins Gesamtbild: Intellektuelle haben von Anfang an stark unter Lärm gelitten – und sie waren die Einzigen, die sich artikulieren konnten. Deshalb sind ihre Beschwerden erhalten geblieben.

Warum wurden die ersten Antilärmbewegungen kaum ernst genommen? Weil die Intellektuellen nur auf sich selbst gekuckt haben. Aus Theodor Lessings Buch über den Lärm liest man deutlich heraus, dass er sich über das Proletariat, das stärker unter dem Lärm gelitten hat als er, gar keine Gedanken gemacht hat. Für ihn, wie für viele andere seiner Zeit, waren die Proletarier die Lärmquelle. Dass die Arbeitgeber nichts für deren Arbeitsschutz gemacht haben, hat ihn nicht interessiert. Lessings Bewegung war selbstreferenziell und daher nicht mehrheitsfähig.

Lärm, schreiben Sie, ist der häufigste Anlass für Nachbarschaftsstreit in Deutschland. Schon Goethe hat sich mit einem Leinenweber beföhdet. Meines Wissens hat er es trotz mehrerer Versuche nicht geschafft, dem Leinenweber seinen Betrieb zu untersagen. Es war einer der wenigen Kämpfe, die der durchsetzungsstarke Goethe nicht wurde, desto mehr störte aber auch der Lärm der Kirchenglocken, der inzwischen deutlich nachgelassen hat. Man kann sich heute nicht mehr vorstellen, wie häufig die Glocken im Mittelalter und der frühen Neuzeit geläutet haben.

Obnehin ist es, seit Jahrzehnten, der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, bei uns viel leiser geworden. Die industrielle Revolution brachte Lärm in die Welt, wie man ihn nicht kannte; durch Fabriken und Dampfmaschinen wurde es lauter. Anfang des 20. Jahrhunderts kamen die Verbrennungsmotoren hinzu, sie haben die Lautspä-

berschäumender Lebenslust sein. Eine moderne Rave-Party würde ich, wenn ich länger bleiben müsste, nur als Lärm empfinden. Diejenigen, die dabei sind, würden es als toll bewerten. Lautheit muss nicht gleich Lärm sein.

Auch die Hausmusik hat nicht nur Freude. Warum handelte es sich bei der Klavierpest des 19. Jahrhunderts? Durch die industrielle Revolution war die Massenfertigung in Gang gekommen, und Klaviere wurden plötzlich billiger. Auch Kleinbürger- oder Arbeiterfamilien konnten sich nun ein Piano für in die gute Stube stellen und drauflos spielen. Die Verbreitung von Klavieren in den Haushalten war erheblich höher, gleichzeitig war die Lärmdämmung in den Häusern der Gründer- und Kaiserzeit sehr schlecht. Das muss die Menschen wahnsinnig gestört haben. Im Reichstag hat damals ein Oppositionspolitiker unter dem Applaus aller Abgeordneten über die Klavierpest, die Klavierpest hergezogen.

Das kirchliche Glockenläuten empfinden sogar Atheisten oft als beruhigend. Zu Debatten hingegen kommt es, wenn muslimische Gemeinden in Deutschland den Muezzinruf erklingen lassen wollen. Hat Lärm eine kulturhistorische Komponente? Geräusche mit einem anderen kulturellen Hintergrund werden von den Menschen sicherlich weniger leicht akzeptiert. Je welchlicher unsere Gesellschaft wurde, desto mehr störte aber auch der Lärm der Kirchenglocken, der inzwischen deutlich nachgelassen hat. Man kann sich heute nicht mehr vorstellen, wie häufig die Glocken im Mittelalter und der frühen Neuzeit geläutet haben.

Sie sind selbst seit Jahrzehnten Schlagzeuger bei der Hardrockband Bad Sister. Hätten Sie dieses Buch auch als Klarinetist geschrieben? Vielleicht nicht, denn dann hätte ich mich sicher auch der lauten Rockmusik entzogen. Der Tinnitus, den ich habe, ist eine Art Berufskrankheit. Wir haben am Wochenende mit einer anderen

Band gespielt, und ich habe den Schlagzeuger gefragt: „Na, wie sieht's mit deinen Ohren aus?“ – „Ja, wie überall, mein Tinnitus, aber ich komme damit klar.“ Ich kenne kaum einen Schlagzeuger, der keinen Tinnitus oder Hörverlust hat.

Einem Gutteil davon, schreiben Sie, haben wir auch exportiert. Wenn Sie heute in eine Textilfabrik nach Bangladesch gehen, dann ist es dort ähnlich laut wie in Manchester vor 200 Jahren. Das sind frühkapitalistische Herstellungsstrukturen, da kümmert sich keiner um den Lärmschutz.

Bei uns scheinen die Debatten über ein Böllerverbot an Silvester dem klassischen Muster zu folgen: Ein paar Intellektuelle wollen dem Plebs den Spaß am Krach vergällen.

Es spielt sicher mit herein, dass diejenigen, die den Krach machen, mal so richtig auf den Putz haben wollen. Die Menschen, die sich davon gestört fühlen, beziehen den Lärm dann ganz schnell auf sich, obwohl das vielleicht gar nicht so gemeint ist. Schon im Spätmittelalter haben sich Leute über den Silvesterlärm beschwert, der damals mit Pauken, Pfeifen und Trompeten verursacht wurde – vor allem die Bessergestellten, die ihre Ruhe haben wollten.

Sie sind selbst seit Jahrzehnten Schlagzeuger bei der Hardrockband Bad Sister. Hätten Sie dieses Buch auch als Klarinetist geschrieben? Vielleicht nicht, denn dann hätte ich mich sicher auch der lauten Rockmusik entzogen. Der Tinnitus, den ich habe, ist eine Art Berufskrankheit. Wir haben am Wochenende mit einer anderen

Band gespielt, und ich habe den Schlagzeuger gefragt: „Na, wie sieht's mit deinen Ohren aus?“ – „Ja, wie überall, mein Tinnitus, aber ich komme damit klar.“ Ich kenne kaum einen Schlagzeuger, der keinen Tinnitus oder Hörverlust hat.

Und was bewegt Sie dazu, sich trotzdem weiter in den Lärm Ihrer Band und Ihres Instruments zu stürzen? Das ist einfach die Lust an der Musik, sie ist glückbringend und erfüllend. Ich spiele jetzt seit fast 40 Jahren in dieser Band, und inzwischen habe ich ein elektrisches Schlagzeug, mit dem ich auf Wohnzimmerlautstärke spielen kann. Dem Lärm bin ich nur noch bei Livekonzerten ausgesetzt, aber da spiele ich auch mit dem Gehör.

Ihren Tinnitus, der Sie stark belastet hat, bezeichnen Sie heute als treuen Begleiter. Wie kam es zum Wandel? Das war ein langer Prozess. Irgendwann habe ich gelernt, diesen Ton anzunehmen. Tagsüber mit den Umgebungsgereuschen höre ich ihn eigentlich nicht, aber wenn es ruhiger wird, höre ich dieses hochfrequente Piepen. Aber ich nehme es nicht mehr wahr, so wie Menschen die lauten Straßen nicht mehr hören, an denen sie leben. Für mich ist der Tinnitus heute ein Signalgeber. Wenn ich zu viel Stress habe, dann wird der Ton lauter und sagt mir: Mach mal halbhang, komm ein bisschen zur Ruhe.

In welcher Epoche hätten Sie, rein geräuschtechnisch betrachtet, am liebsten gelebt? Ich hätte gerne mal erlebt, wie das Rom der Kaiserzeit geklungen hat, in dem es noch keine Verbrennungsmotoren gab, das aber dennoch ohrenbetäubend laut gewesen sein muss, nicht nur am Tag, sondern auch in der Nacht. Gelebt hätte ich dort nicht gerne, ich hätte aber gerne mal mit meinen eigenen Ohren in die Stadt hineingehört.

Die Fragen stellte Jörg Thomann.

Kai-Ove Kesslers Buch „Die Welt ist laut – Eine Geschichte des Lärms“ ist bei Rowohlt erschienen und kostet 26 Euro.

HIER SPRICHT DER GAST



Vielfältige Aromen

Der „Gasthof Krone“ in Waldenbuch überrascht. Von Jürgen Dollase

Während in der verwinkelten Altstadt des Universitätsstädtchens Tübingen schon vormittags eine lange Schlange von Studenten steht, die sich an einem asiatischen Imbiss eine Bowl holen, geht es einige Kilometer außerhalb der Stadt gerusamer zu. Hier, im „Gasthof Krone“ in Waldenbuch, hat man den Eindruck, als ob sich eher Angehörige des Lehrkörpers der Uni vermühten. Die „Krone“ wirkt bodenständig, gewachsen und innerschichtkonform nicht so forciert, wie das viele Gourmestaurants sind. Aber man hat hier einen Michelin-Stern, Koch Erik Metzger war 2017 der jüngste Koch mit dieser Auszeichnung. Und gleich die erste Vorspeise, „Tataki vom Rinderfilet mit Kartoffel, Radischen, Petersilienwurzelcreme, Käuterdudeln und Lil. Senfais“ (30 Euro), überrascht. Die erst marinierten und dann hier eher dezente angebratenen Fleischscheiben werden von den Zutaten üppig und mit einem guten, klischeefreien Geschmack begleitet, der insgesamt eine fein-bodenständige Note hat. So etwas schmeckt dann immer vielfältig, entspannt und unbedingt mehrheitsfähig – trotz des quasi rohen Fleisches.

Metzger bleibt bei dieser Linie. Bei „Brust und Keule von der Wachtel mit Beluga-Linsensalat, Pastinakenmousse, Süßholz, Wildkräutersalat und Mandelvineigrette“ (31 Euro) hat das Törtchen mit Pastinakenmousse und Mandelplättchen eine schöne Wirkung, außerdem ist die Wachtelkeule auch noch gefüllt und über allem schwebt ein Hauch von Brat- und Speckaromen, der wieder diese feine Herzhaftigkeit erzeugt.

Beim „Loin vom Skrei (Winterkabeljau) mit Buttermilch, Jalapeño, Kalbsh, Bismarer Krabbeln, Koriander und Camargue-Reis“ (41

Tataki vom Rinderfilet	1 x	30,00
Brust und Keule Wachtel	1 x	31,00
Loin vom Skrei	1 x	41,00
Schwäbisch Hällisches	1 x	37,00
Witzweg Rindfleisch GG 0,1	1 x	13,00

Euro) scheint es bei den Aromen kreuz und quer durch die Kontinente zu gehen. Aber das täuscht. Tatsächlich handelt es sich einfach nur um verschiedene Aromen, die der Koch hier wie verschiedene Farben für sein Gericht nutzt. Es schmeckt differenziert und wegen der Buttermilch, in der es verschiedene Aromenblitz gibt, interessant und individuell.

Auch beim „Filet und Bauch vom Schwäbisch-Hällischen Land-schwein mit Pilzspuma, Fregola Sarda und Gelbe Bete-Harissapüree“ (37 Euro) dominiert Metzgers Maxime: Es gibt auf keinen Fall zu wenig. In dem wieder teilweise bodenständig angelegten Bild mit dem Bauch in dünnen Streifen auf der Fregola-Sarda-Zubereitung verschließen sich die Gewichte durch das zu kräftig gewürzte Gelbe-Bete-Harissa-Püree ins exotische Fach. Und weil auch der Pilzschaum ein eher dickliches Püree ist, wird das Gas etwas mächtig. Trotzdem gefällt dem Gast dieser Stil, der noch in einer Phase ist, in der man mit etwas mehr Selbstbewusstsein auch einmal etwas zugucken könnte – ohne das farbige Spiel mit der Vielfalt der Aromen zurückzunehmen.

„Gasthof Krone“, Nürtinger Str. 14, 71111 Waldenbuch; www.krone-waldenbuch.de, 07147/40 88 49; Küche Mi ab 18 Uhr, Do und Fr 12-14 und ab 18 Uhr; Sa ab 18 Uhr, So 12-14 und ab 18 Uhr. Vorspeisen 10-32 Euro, Hauptgerichte 22-42 Euro; Menu 93 (3 Gänge), 107, 111, 126 Euro; vegetarisches Menu 79/5, 84, 84/5, 101/6.